

Geschichten für Bolek

Die Grenze, die die beiden Teile der Stadt Warschau trennte, hatten wir gerade eilig überschritten – und schon hörten wir von hinten das so harmlose wie schreckliche Wort: »Halt!«: Zwei Beamte der polnischen (von den Deutschen geduldeten und gebrauchten) Polizei, die man, nach der Farbe ihrer aus der Vorkriegszeit stammenden Uniformen, die »blaue« nannte, wünschten unsere Ausweise zu sehen. Ich sagte ohne Umschweife, wir hätten keine, wir seien Juden, eben aus dem Getto gekommen. Dann müßten sie uns zur deutschen Gendarmerie bringen.

Wir erschrakten, ohne gleich zu verzweifeln. Zwar wußten wir, daß jeder deutsche Wachtposten einen Juden sofort und ohne Umstände erschießen konnte, wir wußten aber auch, daß die »blauen Polizisten« zwar der deutschen Gendarmerie zu Diensten waren, jedoch in der Nähe der Gettoeingänge fleißig patrouillierten, weil sie flüchtende Juden erpressen wollten.

Sofort begannen Verhandlungen, die einem Muster folgten, das vermutlich so alt ist wie die Polizei selbst. Der eine Polizist erwies sich als ein strenger Mann, der nicht mit sich reden ließ, der andere indes war durchaus gesprächsbereit. Von ihm bekamen wir auch zu hören, er würde es mit uns im stillen abmachen, nur sei sein Kollege leider sehr diensteifrig. Ein angemessener Betrag würde ihn vielleicht milde stimmen. Es lief darauf hinaus, daß wir

die beiden bestochen und sie uns in einer Pferdedroschke dorthin gebracht haben, wo wir hinwollten. Während der Fahrt bekamen wir zu hören, wir seien schließlich alle Polen.

Mit einer Bestechung hatte unser Leben im Warschauer Getto geendet; mit einer Bestechung begann unser Leben außerhalb des Gettos. Trotz der drohenden Todesstrafe haben damals nicht wenige Polen Juden aufgenommen und verborgen gehalten, in den meisten Fällen allerdings gegen ein sehr hohes Entgelt. Bei der proletarischen Familie, die uns der Musiker empfohlen hatte, konnten wir einige Tage bleiben. Auch dort wurden wir erpreßt und mußten so schnell wie möglich weiter.

Erpressung und Flucht – das wiederholte sich unentwegt. Tausende von Polen, häufig Halbwüchsige, die ohne Schule und ohne Universität aufwuchsen und oft auch ohne Väter, weil viele in Kriegsgefangenschaft waren, Menschen, die nichts gelernt und nichts zu tun hatten, verbrachten ihren Tag damit, alle Passanten mißtrauisch zu beobachten: Sie waren überall, zumal in der Nähe der Gettogrenzen, auf der Suche, auf der Jagd nach Juden. Diese Jagd war ihre Profession und wohl auch ihre Passion. Sie erkannten Juden, ohne sich zu irren. Woran denn? Wenn nicht andere Merkmale, dann seien es – so wurde gesagt – die traurigen Augen, an denen man sie erkenne.

Wollten diese rabiaten jungen Männer, für die der Okkupationsjargon das Wort »Schmalzowniks« erfunden hatte, ihre Opfer tatsächlich den deutschen Behörden ausliefern? Nein, daran war ihnen nicht sonderlich gelegen. Viel lieber wollten sie die Juden berauben, ihnen Geld, Schmuck und

Wertsachen abnehmen oder wenigstens das Jackett oder den Wintermantel. Wenn ich mich auf der Straße sehen ließ, und sei es nur für Minuten, dann war ich sofort in höchstem Maße gefährdet. Aber irgendwie mußte ich von einem provisorischen Versteck zum nächsten kommen. Im Dunkeln ließ sich das nicht machen, weil um acht Uhr Polizeistunde war und es bald die Sommerzeit gab. Ich hatte eine simple, doch nicht ganz schlechte Idee: Ich beschaffte mir den »Völkischen Beobachter«, hielt ihn so, daß die Titelseite mit dem Hakenkreuz deutlich sichtbar war, und marschierte auf der Straße schnell, mit kräftigem Schritt und erhobenem Kopf. Die Erpresser und Denunzianten würden mich, hoffte ich, für einen wunderlichen Deutschen halten, den man lieber nicht anrempeln sollte.

Am 19. April 1943 brach im Getto der Aufstand aus, eine heroische und hoffnungslose Rebellion gegen die Unmenschlichkeit. Nachdem er von einem beträchtlichen deutschen Militäraufgebot, einschließlich Panzern, am 16. Mai endgültig niedergeschlagen worden war, gelang es manchen, aus dem Getto zu fliehen – vor allem durch die Kanalisation. Für die Erpresser und Denunzianten bedeutete dies Hochkonjunktur. Auch wir bekamen es zu spüren. Plötzlich trat in das Zimmerchen, in dem wir damals verborgen waren, mit großem Getöse ein junger Mann ein, ein hagerer Kerl in dürftiger Arbeitskleidung: Er rief theatralisch »Hände hoch« und verlangte Geld. Nachdem er sich unseres Bargelds – viel war es nicht – und meines Füllfederhalters bemächtigt und mir einige meiner Kleidungsstücke weggenommen hatte, wurde er friedlich. Jetzt hatte

er offenbar das Bedürfnis, mit uns ein wenig zu plaudern. Nach einer Weile sagte er recht treuherzig, wir brauchten nicht davonzulaufen, er werde uns nichts mehr antun. Dann ging er weg. Er wohnte im selben Haus wie wir und ist sehr wahrscheinlich von dem Mann geholt worden, der uns verbarg: Die beiden teilten sich die Beute.

Es war klar: Wir durften hier nicht mehr übernachten, wir mußten fliehen – und zwar sofort. Aber ich wußte nicht, wohin, und ich hatte keinen Pfennig mehr. Ich blieb also, gänzlich resigniert. Am nächsten Tag ging wieder die Tür auf, diesmal ohne Getöse. Es war der üble, der gefährliche Nachbar, der brutal aussehende hagere Mann, der uns erpreßt hatte. Jetzt war er freundlich, nichts wollte er von mir – oder doch: Er wollte sich mit mir noch etwas unterhalten, über den Krieg vor allem, über dessen weiteren Verlauf und über das vermutliche Schicksal Polens. Was ich ihm zu sagen hatte, schien ihm zu gefallen. Von Beruf war er Feinmechaniker, zur Zeit arbeitslos. Seine Fragen schienen mir nicht unintelligent.

Am folgenden Tag kam er wieder. Er hatte Erfreuliches zu berichten – über angebliche deutsche Niederlagen. Dann bemerkte er, eher beiläufig: »Tja, wenn Sie Geld hätten, ließe sich schon etwas für Sie tun. Sie könnten ganz sicher sein – nämlich bei meinem Bruder.« Dieser wohne allein mit seiner Frau und seinen beiden Kindern in einem gemieteten Häuschen am Stadtrand. »Übrigens ist er ein Deutscher oder beinahe ein Deutscher. Den wird schon keiner verdächtigen, daß er Juden versteckt.«

Tosia war es inzwischen gelungen, »arische« Personal-dokumente zu bekommen und als Dienstmädchen zu ar-

beiten. Sollte ich mich von einem Kerl unterbringen lassen, der mich (und mit Sicherheit auch andere) aufs gemeinste erpreßt hatte? Sollte ich mich ihm auf Gedeih und Verderb ausliefern? Das wäre leichtsinnig, mehr noch: Es wäre geradezu wahnsinnig. Aber ich war verzweifelt, ich wußte keinen Ausweg. So bat ich ihn, mit seinem Bruder, dem Deutschen, zu reden. Zwar hätte ich kein Geld mehr, sehe aber Chancen, welches zu beschaffen. Kam diese meine Bitte dem Selbstmord gleich? Ich fürchtete es.

Er, der Feinmechaniker Antek, fuhr zu seinem Bruder. Nach drei Stunden war er wieder zurück, deutlich ange-trunken: Sein Bruder habe sich alles angehört und vor allem wissen wollen, ob es sich etwa um einen Hausierer oder einen schmuddligen Händler handle. Nein, habe er ihm geantwortet, es handle sich um einen gebildeten Menschen, der gut reden könne und auch gut erzählen. Der Bruder hatte gesagt: »Na dann führ ihn mal her. Ich will ihn mir ansehen.«

Der Vorort, zu dem ich kommen mußte, war weit weg, auf der anderen, der rechten Seite der Weichsel. Man mußte mit der Straßenbahn bis zur Endhaltestelle fahren und dann noch ein Stück gehen. Wie sollte ich das bewerkstelligen, ohne unterwegs erkannt und denunziert zu werden? Antek, der hagere Halunke, war kein weltfremder Mensch. Der Trick mit dem »Völkischen Beobachter« – sagte er – sei hier nicht verwendbar: Ich solle mit der Straßenbahn nachmittags gegen fünf Uhr fahren, wenn sie überfüllt sei – und ich müßte, um nicht gleich angezeigt und zur Wache gebracht zu werden, ganz anders ausschauen: nicht wie ein

jüdischer Intellektueller, sondern wie ein armseliger polnischer Prolet.

Er machte aus mir einen elenden Eisenbahner, der vom Dienst nach Hause fährt. Die schwarzen Haare, die ich damals noch hatte, mußten beseitigt werden, mein Kopf wurde kahl geschoren. Auf meine Brille mußte ich verzichten. Antek beschaffte mir eine alte Eisenbahnermütze und eine noch ältere Eisenbahnerjacke. Mein Gesicht wurde mit Ruß geschwärzt. In der Hand hielt ich eine große, rostige Zange. Von einem solchen etwas dreckigen Eisenbahner würden sich die Leute fernhalten.

So kam ich mit etwas Glück bis zur Endhaltestelle. Dort sollte ich Antek, der mit derselben Bahn gekommen und vor mir ausgestiegen war, im Abstand von zwanzig bis dreißig Metern folgen. Alles ging gut, nur führte er mich zu meinem Entsetzen wieder aus der Vorort-Siedlung hinaus und in den benachbarten Wald, dann immer weiter, kreuz und quer. Ausrauben konnte er mich nicht mehr, er wußte ja, daß ich nichts mehr besaß. Wollte er mich etwa umbringen? Ich traute es ihm zu. Aber wozu? Bald änderte Antek wieder die Richtung und brachte mich über Wiesen und Felder zur Siedlung zurück und zu einem einsam gelegenen Häuschen. Es war zwar kurz vor dem Zweiten Weltkrieg erbaut, doch gab es in ihm weder ein Badezimmer noch eine Toilette. Man mußte sich mit einer keineswegs immer funktionierenden Wasserleitung in der Küche behelfen und mit einem Plumpsklo. Den langwierigen, für mich angstvollen Umweg hatte Antek für nötig gehalten, um sich zu vergewissern, daß uns niemand folge, niemand beobachte.

Der Anblick desjenigen, der uns neugierig erwartete, überraschte mich. Anteks älterer Bruder, ein Mann von eher kleinem Wuchs, war ein ganz anderer Typ. In seinem Gesicht gab es nichts Brutales oder Drohendes, im Gegenteil: Er, Bolek, machte einen soliden, einen sympathischen Eindruck, er begrüßte mich höflich und freundlich. Rasch bot er mir ein Gläschen Wodka an, das ich schwerlich ablehnen konnte, obwohl mir ein Stück Brot entschieden lieber gewesen wäre.

Von Beruf war er Setzer, er hatte eine besonders schöne Handschrift, und er schrieb, damals in Polen unter einfachen Leuten eine Seltenheit, orthographisch einwandfrei. Er war, obwohl ich ihn nie mit einem Buch in der Hand gesehen habe, ein gebildeter Proletarier. Daß er während der Okkupation zu den zahllosen Arbeitslosen gehörte, versteht sich von selbst: Druckereien waren im Generalgouvernement so gut wie überhaupt nicht in Betrieb.

Boleks gleichaltrige, ziemlich derbe, etwas üppige und rothaarige Frau mußte in jüngeren Jahren schön gewesen sein. In jüngeren Jahren? Sie war nicht älter als 37, aber sehr vernachlässigt und schon deutlich vom Zahn der Zeit angegriffen. Zu meiner Verwunderung konnte sie flott lesen (anders als ihr Mann las sie auch Bücher, aber ausschließlich Kitschromane). Schreiben konnte sie überhaupt nicht, sogar mit ihrer Unterschrift hatte sie Schwierigkeiten – in Polen damals nicht ungewöhnlich.

Kaum hatten wir uns eine Viertelstunde unterhalten, da verblüffte mich Bolek mit einem ganz schlichten und ganz ohne Nachdruck gesprochenen Satz: »Es wäre doch so schön, wenn Sie diesen schrecklichen Krieg hier bei uns

überleben könnten.« Er sagte es im Juni 1943 – und so ist es auch geschehen: In seinem jämmerlichen Häuschen haben wir die deutsche Besatzung überlebt, hier wurde unser Leben gerettet – von Bolek, dem Setzer, und von Genia, seiner Frau.

Unser Leben? Zunächst war ich dort allein. Aber Tosias Karriere als Dienstmädchen konnte nicht erfolgreich sein. Ihre Eltern hatten sich mit ihrer Erziehung viel Mühe gegeben, sie hatte allerlei gelernt: Klavierspielen, Englisch, Französisch und natürlich auch Deutsch. Doch hatte sie nicht gelernt, wie man bügelt oder Kartoffeln schält und Gemüse putzt. Kein Wunder, daß sie mehrfach rasch entlassen wurde. Schließlich fand sie eine offenbar ganz gute Stelle. Aber sie konnte, als sie eines Tages allein in der Wohnung ihrer neuen Arbeitgeber war, einer Verlockung nicht widerstehen: Sie setzte sich ans Klavier und spielte einen Walzer von Chopin. Die vorzeitig zurückgekehrte Dame des Hauses hatte zwar eine Schwäche für Chopin, aber sie hatte noch nie eine Hausangestellte gesehen, die Klavier spielt. Sie zweifelte nicht, daß das neue Dienstmädchen eine Jüdin war, ja eine Jüdin sein mußte. Damit war Tosias berufliche Laufbahn im besetzten Warschau beendet. Ihre gefälschten Personalpapiere wurden unbrauchbar. Sie zögerte keinen Augenblick und langte nach wenigen Stunden in Boleks Häuschen an.

Tagsüber waren wir in einem Keller, einem Erdloch oder auf dem Dachboden versteckt, nachts haben wir für Bolek gearbeitet: Wir fertigten mit den primitivsten Mitteln Zigaretten an – Tausende, Zehntausende. Er verkaufte sie, machte jedoch nur geringen Gewinn. So lebten Bolek und

seine Familie in Armut. Unser Elend indes war noch viel schlimmer: Wir hungerten. Wir glaubten tatsächlich, die KZ-Häftlinge hätten es zumindest in dieser Hinsicht ein wenig besser als wir. Denn sie bekamen täglich eine Suppe, wir jedoch mußten, wenn die Not besonders arg war, oft bis zum Abend warten, um etwas zu essen zu bekommen, und es waren mitunter nur zwei Mohrrüben. Aber schrecklicher als der Hunger war die Todesangst, schrecklicher als die Todesangst war die dauernde Demütigung.

Sowenig Geld auch da war – für einen Zweck mußte es immer reichen: Bolek konnte nicht einen Tag ohne Alkohol aushalten. Doch habe ich ihn zwar oft angeheitert, aber nie betrunken gesehen. Niemals haben wir befürchtet, er könne sich verplappern und uns gefährden oder uns gar plötzlich hinauswerfen. Auch Genia trank regelmäßig, sogar die beiden Kinder, damals sechs und acht Jahre alt, bekamen von Zeit zu Zeit etwas Wodka – damit sie sich »einübten«.

War dieser Bolek, wie uns sein Bruder Antek etwas geheimnisvoll bedeutet hatte, tatsächlich ein Deutscher? Den Deutschen, genauer, den Volksdeutschen, ging es im Generalgouvernement viel besser als den Polen. Sie profitierten auch von ganz anderen, erheblich besseren Lebensmittelkarten. Allerdings sprach Bolek, wie fast alle Polen, über die Volksdeutschen mit großer Verachtung: Es seien Menschen, die für die günstigen Lebensmittelkarten das Vaterland verraten hätten. Das Deutschtum der Familie war, mußten wir annehmen, eine Erfindung Anteks, des Wichtigtuers.

Auf die Kirche und die Pfarrer war unser Bolek besonders schlecht zu sprechen: »Sie saufen alle, aber uns einfachen Menschen gönnen sie den Wodka nicht.« Zu dieser Einsicht war er schon als Junggeselle gelangt: Als er kurz vor seiner Trauung, wie es sich gehörte, beichten wollte, wurde er von dem Pfarrer mit der nicht abwegigen Begründung abgewiesen, einem Betrunkenen könne er keine Beichte abnehmen. Bolek war tief verletzt und pflegte seitdem jedem, der es hören wollte, zu sagen: »Gauner sind sie alle – die katholischen Pfaffen und die evangelischen auch.« Mein Hinweis, daß die Evangelischen niemanden von der Beichte abweisen könnten – und warum sie es nicht könnten –, machte auf ihn keinen Eindruck: Schon in der Bibel heiße es, daß diese Gauner öffentlich Wasser predigten und heimlich Wodka tränken. »Aber Gott hat den Wodka für alle geschaffen, nicht nur für die Pfaffen« – meinte Bolek.

Wenn er etwas mehr als üblich getrunken hatte, pflegte er bedeutungsvoll und lauter als sonst zu sprechen. So blickte er uns eines Tages – wir waren noch nicht lange bei ihm – bermtig an und erklärte mit verwegener Miene, besonders langsam und nicht ohne Feierlichkeit: »Adolf Hitler, Europas mächtigster Mann, hat beschlossen: Diese beiden Menschen hier sollen sterben. Und ich, ein kleiner Setzer aus Warschau, habe beschlossen: Sie sollen leben. Nun wollen wir mal sehen, wer siegen wird.« Wir haben uns an diesen Ausspruch oft erinnert.

ber den Verlauf des Krieges waren wir, trotz unserer ganz und gar isolierten Situation, nicht schlecht informiert. Bolek wiederholte uns alles, was die Nachbarn und Be-

kannten erzählten. Die zahllosen in Warschau umgehenden Gerüchte stammten meist von jenen, die es riskierten, einen Rundfunkapparat zu haben und den Londoner Sender zu hören. Die im Generalgouvernement in polnischer Sprache erscheinende Tageszeitung war dünn und dämlich. Besser war die deutschsprachige »Krakauer Zeitung« und deren regionale Version, die »Warschauer Zeitung«. Ich erklärte Bolek, es lohne sich, diese Zeitung zu kaufen, denn ihr sei über die wahre Kriegssituation der Deutschen mehr zu entnehmen als dem polnischen Blatt. Ich übersetzte ihm die wichtigeren Artikel – in stark vereinfachter und auch frisierter Fassung. Das soll heißen: Die Nachrichten und Artikel, die ich ihm referierte, mußten unbedingt erkennen lassen, daß die Niederlage der Deutschen und damit das Ende unserer Leiden sich von Tag zu Tag nähere.

Hatte ich nur Düsteres mitzuteilen, dann drohte mir Bolek, er werde das Geld für die deutsche Zeitung nicht mehr ausgeben, er könne sich diesen Luxus nicht leisten. Ich gab zu, daß in diesem Blatt in der Tat zu wenig enthalten sei. Besser wäre es, er beschaffe eine andere deutsche Zeitung, »Das Reich«, dort sei ungleich mehr Wahrheit über den Krieg und die Deutschen zu finden. Er kaufte das »Reich«, zu dessen aufmerksamsten Lesern ich bald gehörte.

Bolek kommentierte meine optimistisch gefärbten Berichte meist skeptisch. Die Deutschen, meinte er, würden den Krieg verlieren, das sei sicher – aber wir würden es nicht mehr erleben. Denn die Deutschen, der Teufel solle sie alle holen, seien noch stark, und die Alliierten hätten es leider nicht sehr eilig: »Diese Herrn treffen sich hier und da, sie haben es gemütlich: In Teheran gibt es für sie

immer reichlich zu essen und genug Wodka. Sie haben es bestimmt auch warm. Deshalb dauert der Krieg so lange. Daß es in Warschau einen Setzer Bolek gibt, der zwei Freunde durchbringen möchte – das wissen diese Herrn nicht.«

In dem Haus, in dem sich nur ein einziges Buch finden ließ – leider war es nicht die Bibel, sondern ein ganz sauberes, offenbar nie benutztes Gebetbuch –, las ich vor allem das Feuilleton des »Reichs«. Ich las es, offen gesagt, nicht ohne Vergnügen. Doch war dies nicht meine einzige Beschäftigung mit der Literatur. So unglaublich es auch anmuten mag – hier fand ganz unerwartet meine Wiederbegegnung mit der Literatur statt, mit der deutschen zumal.

In Boleks Häuschen gab es zwar elektrisches Licht, aber es wurde in dem ganzen Vorort oft abgeschaltet. Man war dann auf Petroleum- oder Karbidlampen angewiesen, von denen man nur Gebrauch machte, wenn es für die Arbeit, also für das Herstellen von Zigaretten, benötigt wurde. So schlecht diese Beleuchtung auch war, billig war sie keineswegs. Also saß man im Dunkeln und unterhielt sich über alle möglichen Dinge, stets lauschend, ob sich nicht jemand dem Haus näherte.

Eines Tages kam Boleks Frau auf die Idee, ich solle mal was erzählen, am besten eine spannende Geschichte. Von diesem Tag an erzählte ich täglich, sobald es dunkel geworden war, dem Bolek und seiner Genia allerlei Geschichten –stundenlang, wochenlang, monatelang. Sie hatten nur einen einzigen Zweck: die beiden zu unterhalten. Je besser ihnen eine Geschichte gefiel, desto besser wurden wir belohnt: mit einem Stück Brot, mit

einigen Mohrrüben. Ich habe keine Geschichten erfunden, keine einzige. Vielmehr erzählte ich, woran ich mich erinnern konnte: In der düsteren, kümmerlichen Küche bot ich meinen dankbaren Zuhörern schamlos verballhornte und auf simple Spannung reduzierte Kurzfassungen von Romanen und Novellen, Dramen und Opern, auch von Filmen. Ich erzählte den »Werther«, »Wilhelm Teil« und den »Zerbrochnen Krug«, »Immensee« und den »Schimmelreiter«, »Effi Briest« und »Frau Jenny Treibel«, »Aida«, »Traviata« und »Rigoletto«. Mein Vorrat an Themen und Geschichten war, wie sich erwies, enorm, er reichte für viele, viele Winterabende.

Ich konnte mich davon überzeugen, welche literarische Figuren und welche Motive auf einfache Menschen wirkten. Bolek und Genia war es ganz gleichgültig, von wem die Geschichte über den alten König stammte, der sein Reich unter drei Töchtern aufzuteilen gedachte. Den Namen Shakespeare hatten sie nie gehört. Aber mit dem König Lear hatten sie Mitleid. Bolek dachte, wie er mir nachher verriet, an sich und seine Kinder – obwohl er buchstäblich nichts zu vererben hatte. Die Überlegungen und Konflikte Hamlets waren ihm hingegen fremd.

Aber »Kabale und Liebe« hat ihn ernsthaft aufgeregt: »Weißt du, ich habe diesen Wurm gekannt, genau so einer hat in unserer Druckerei gearbeitet.« Zu meiner Verblüffung hat, auf ihn den größten Eindruck ein ganz anderes Drama gemacht – wohl auch deshalb, weil ich es mit besonderem Engagement und vielleicht besonders anschaulich erzählt habe. Als ich fertig war, äußerte er sich klar und entschieden:

»Der Teufel soll die Deutschen holen, alle zusammen. Aber dieser Herr Hamburg, der gefällt mir. Er hat Schieß vor dem Tod – wie wir alle. Er will leben. Er pfeift auf Ruhm und Ehre. Ja, das gefällt mir. Ich sage es dir: Dieser Deutsche, der Teufel soll sie alle holen, ist der Mutigste von ihnen. Er hat Angst, aber er schämt sich nicht, er redet offen von seiner Angst. Solche, die leben wollen, die lassen auch andere leben. Ich glaube, dieser Herr Hamburg trinkt gern ein Gläschen Wodka und er gönnt auch anderen ein Gläschen. Schade, daß er nicht jetzt der Kommandant von Warschau ist. Dieser Deutsche, der Teufel soll sie alle holen, er würde niemanden hinrichten lassen. Komm, trinken wir auf die Gesundheit des deutschen Herrn Hamburg.«

Er schenkte ein: je ein Gläschen Wodka, ausnahmsweise auch für Tosia und für mich. Jedes Mal, wenn ich am Kleinen Wannsee bin, denke ich an Bolek, der die Deutschen zu allen Teufeln wünschte und der auf das Wohl des Prinzen Friedrich von Homburg trank. Ich verneige mich im Geist – vor dem preußischen Dichter, der hier sein Leben beendete, und vor dem Warschauer Setzer, der sein Leben aufs Spiel setzte, um das meinige zu retten.

Sosehr es mich freute, daß meine Geschichten die beiden Zuhörer interessierten, so sehr stimmten sie mich selber eher elegisch. Ich dachte, die Zeit, da ich die deutsche Literatur zu meinem Beruf hatte machen wollen, sei unwiederbringlich vorbei. Für solche Sorgen haben die Juden einen schönen Ausdruck: seidene Zores. Denn nach wie vor mußten wir täglich, ja, stündlich um unser Leben bangen. Es gab Tage, an denen Bolek das Ganze satt hatte und uns

loswerden wollte. Hatte er Angst vor den Deutschen, fürchtete er, man werde uns finden und ihn erschießen? Natürlich spielte das eine wichtige Rolle, doch leichtsinnig wie er war, nahm er die schreckliche Bedrohung nicht gar so ernst. Aber es war aufrichtig, wenn er uns sagte: »Es geht nicht mehr. Ihr müßt euch auf den Weg machen. Wir haben euch eine Weile geholfen, jetzt sollen es andere tun. Sonst werden wir hier alle zusammen verhungern.«

Wann immer er uns hinauswerfen wollte, redete Genia auf ihn ein: »Die sollen noch bei uns bleiben. So lange haben wir es zusammen durchgehalten, vielleicht werden wir es doch schaffen.« Wann immer Gema die Geduld verlor, war er derjenige, der verkündete: »Verflucht noch mal. Wir werden es schon schaffen, den Deutschen, der Teufel soll sie alle holen, zum Trotz.« Wir wurden weiter von unseren Beschützern verborgen gehalten, wir produzierten nach wie vor in nächtlichen Stunden Tausende von Zigaretten, und ich erzählte weiter an langen Abenden von liebenden Mädchen, jungen Prinzen und alten Königen, von Wintermärchen und Sommernachtsträumen.

Nach wie vor mußten wir schrecklich hungern, auch dann, als eine Verwandte von Tosia auf komplizierten Umwegen kleine Beträge schickte. Mitunter reichte das Geld nicht einmal für den Wodka, den allerbilligsten. Plötzlich hatte Bolek einen originellen Einfall. Schulen existierten nicht, doch ließen viele Eltern ihre Kinder in Privatzirkeln unterrichten, die man »konspirative Kurse« nannte. Bolek bot den Nachbarn an, er könne deren Kindern die Schularbeiten abnehmen. Allerdings sei er zu nervös, um derartiges in Gegenwart der Kinder zu machen, er müsse

die Hefte nach Hause mitnehmen. Die Aufgaben wurden dann von uns gemacht: Tosia war zuständig für polnische Grammatik und Aufsätze, ich für Rechnen und Arithmetik. Bolek bekam dafür kein Geld, wohl aber wurde er von den Nachbarn häufig mit Wodka bewirtet – und darum ging es ihm. Mehr noch: Rasch wuchs sein Ansehen in der ganzen Siedlung – auch daran war ihm gelegen. Er war uns für die Hilfe dankbar, und wir waren froh, daß wir nützlich sein konnten.

Im Juni 1944 sagte mir Bolek überraschend, er müsse mit mir über eine sehr ernste, eine gefährliche Angelegenheit reden. Das sah nicht gut aus, aber mir fiel auf, daß er in einem anderen Ton als sonst mit mir sprach. Er genierte sich, etwas war ihm wohl sehr unangenehm. Schließlich rückte er mit der Sprache heraus: Kurz bevor wir zu ihm gekommen waren, hatte er etwas getan, wovon wir bisher nichts wußten und was er nun nicht mehr verheimlichen konnte: Er hatte die Zuerkennung des Volksdeutschtums beantragt – für ihn, für seine Frau und für die beiden Kinder. Ein Onkel habe ihn dazu überredet, vor allem mit dem Hinweis auf die üppigen Lebensmittelkarten.

In einer schwachen Stunde habe Bolek das Antragsformular unterschrieben, in trunkenem Zustand – was ich für durchaus wahrscheinlich hielt und was er nun, zu seiner Rechtfertigung, mehrfach wiederholte. Mit Deutschland hat er nie im Leben etwas zu tun gehabt, und er konnte natürlich kein Wort Deutsch. Jedoch: Genia war vor ihrer Ehe evangelisch – und das reichte im Generalgouvernement Polen aus, um als Volksdeutscher

akzeptiert zu werden, zumal in den letzten Kriegsjahren, da kein Pole daran dachte, mit den Deutschen gemeinsame Sache zu machen.

Monatelang blieb der Antrag unbeantwortet, Bolek hatte schon gehofft, das Ganze sei in Vergessenheit geraten. Da habe er plötzlich den Bescheid erhalten, seine Angelegenheit sei günstig erledigt: Er wurde aufgefordert, die deutschen Papiere und die entsprechenden Lebensmittelkarten sofort abzuholen. Er wußte nicht, was er tun sollte: Die sowjetische Armee hatte schon das Gebiet des ehemaligen polnischen Staates erreicht, man konnte sich leicht ausrechnen, daß sie innerhalb von einigen Wochen am Ufer der Weichsel stehen würde. Im befreiten Polen werde man die Verräter, die, vom Judaslohn gelockt, zum Feind übergelaufen waren, aufhängen oder zumindest in ein Lager sperren: »Wenn ich aber« – versuchte mich Bolek zu überzeugen – »diese Vorladung in den Lokus werfe und mich überhaupt nicht melde, dann werden die Deutschen, der Teufel soll sie holen, schon den Braten riechen. Die Gestapohunde werden mich rufen und verhören und vielleicht auch eine Hausdurchsuchung anordnen – und ihr seid geliefert.«

Eine Hausdurchsuchung? Das schien mir übertrieben, doch nicht ganz ausgeschlossen. Jedenfalls war die Situation bedrohlich. Die Behauptung Anteks, sein Bruder sei ein Deutscher, war zwar nicht richtig gewesen, aber, wie sich herausstellte, auch nicht ganz aus der Luft gegriffen. Mein Ratschlag war einfach: Was geschehen sei, könne man nicht mehr ungeschehen machen. Er müsse das ihm jetzt

fatalerweise zuerkannte Volksdeutschtum annehmen und es vor den Nachbarn und Bekannten strikt verheimlichen.

Sollten wir überleben und sollte der wiedererstandene polnische Staat ihn wegen des verfluchten Volksdeutschtums zur Verantwortung ziehen, dann würde ich (versprach ich ihm) vor Gericht als Zeuge auftreten und unter Eid aussagen, daß er, Bolek, das Volksdeutschtum auf meine Bitte hin beantragt habe, um uns besser schützen und retten zu können. Doch ist alles anders gekommen: Niemand hat von Boleks peinlichem Fehltritt erfahren, seine Akten wurden offenbar während des Warschauer Aufstands von 1944 vernichtet. Der Meineid, den ich, ohne mit der Wimper zu zucken, geschworen hätte – er war nicht nötig.

Inzwischen verfolgten wir mit wachsender Ungeduld den Vormarsch der Russen: Nur die sowjetische Armee konnte unser Leben retten. Je näher sie war, desto größer war unsere Furcht, noch im letzten Augenblick von den Deutschen aufgespürt und ermordet zu werden. Im August 1944 kam noch ein fataler Umstand hinzu: In der unmittelbaren Nachbarschaft des Häuschens, in dem wir verborgen waren, baute die Wehrmacht eine Verteidigungslinie auf. Die Hütten und Häuser wurden nacheinander gesprengt, ein Schußfeld sollte entstehen.

Auch unser Haus hatte man für die Sprengung vorgesehen. Dies wäre für uns die allerschlimmste Katastrophe gewesen. Wo hätten wir, zwei ausgemergelte und in Lumpen gehüllte Juden, die überdies nichts besaßen, nicht einen Pfennig, denn Unterschlupf finden können? Wir wären wenige Wochen, vielleicht wenige Tage vor der Befreiung mit Sicherheit umgekommen. Aber das Unglaubliche ge-

schah: Das Häuschen wurde schließlich doch nicht gesprengt. Es war wohl nicht mehr nötig, oder es war schon zu spät.

Anfang September 1944 gab es keinen Zweifel mehr, daß die deutsche Besatzung nur noch wenige Tage dauern würde. Am 7. September war morgens gegen neun Uhr ein ungeheuerlicher Kriegslärm zu hören, alles bebte – und unsere Laune wurde immer besser: Nie habe ich Krach mehr genossen, nie hat mir Lärm mehr gefallen. Denn das war die Rote Armee, das war ihre von uns erwartete, erhoffte, ersehnte Offensive. Schon nach einer Viertelstunde war unser Haus zwischen den Fronten: Aus dem Fenster der westlichen Seite sah man, erschreckend nahe, deutsche Artilleristen, auf der östlichen in einiger Entfernung – wir trauten unseren Augen nicht – tatsächlich russische Infanteristen. Diese höchst bedrohliche Lage dauerte nicht lange, etwa eine halbe Stunde. Dann pochte jemand kräftig, offenbar mit einem Gewehrkolben, an die Haustür. Zitternd und mit erhobenem Haupt öffnete Bolek die Tür. Vor ihm stand ein müder russischer Soldat und fragte laut: »Nemzew njet...?« – »Keine Deutschen hier?« Wo wir fünfzehn Monate unentwegt fürchten mußten, jemand würde an die Tür klopfen und fragen: »Keine Juden hier?«, wo diese Frage noch vor einer Stunde für uns den Tod bedeutet hätte, da wurden jetzt Deutsche gesucht.

Bolek verneinte und rief mich. Er nahm an, mir würde es eher gelingen, mich mit dem russischen Soldaten zu verständigen. Dieser schaute mich scharf an und fragte: »Amchu?« Ich hatte keine Ahnung, daß es sich um ein in Rußland gebräuchliches Wort handelt (es bedeutet etwa:

»Gehörst du auch dem Volk an?«), mit dem sich Juden vergewissern, daß ihr Gesprächspartner ebenfalls Jude sei. Da er meine Ratlosigkeit sah, formulierte er die Frage direkt: Ob ich ein »Jewrej« sei? Dies ist die russische Vokabel für »Hebräer«. Ich antwortete rasch: »Ja, ich, Hebräer.« Lachend sagte er: »Ich auch Hebräer. Mein Name Fischmann.« Er drückte mir fest die Hand und versicherte, er werde bald wiederkommen, jetzt aber habe er es eilig: Er müsse dringend nach Berlin.

Waren wir also frei? Bolek meinte, wir müßten noch über Nacht bleiben, denn die Russen könnten ihre Front zurückziehen, und die Deutschen, der Teufel soll sie holen, könnten vorübergehend wiederkommen. Am nächsten Morgen verabschiedeten wir uns: Zwei geschwächte, ausgehungerte, jämmerliche Menschen machten sich auf den Weg. Bolek murmelte: »Wir werden euch niemals wiedersehen.« Doch schien mir, daß er bei diesen Worten freundlich lächelte. Genia fuhr ihn an: »Red keinen Scheißdreck!«

Wir wollten schon aufbrechen, da sagte Bolek: »Ich hab hier etwas Wodka, laßt uns ein Gläschen trinken.« Ich spürte, daß er uns noch etwas mitzuteilen hatte. Er sprach ernst und langsam: »Ich bitte euch, sagt niemandem, daß ihr bei uns gewesen seid. Ich kenne dieses Volk. Es würde uns nie verzeihen, daß wir zwei Juden gerettet haben.« Genia schwieg. Ich habe lange gezögert, ob ich diesen erschreckenden Ausspruch hier anführen soll. Wir, Tosia und ich, haben ihn nie vergessen. Aber wir haben auch nie vergessen, daß es zwei Polen waren, denen wir unser Leben verdankten, Bolek und Genia.

Wir standen auf und verabschiedeten uns noch einmal. In wessen Augen gab es damals Tränen? In Boleks oder Genias? In Tosias Augen oder in meinen? Ich weiß es nicht mehr. Erst nach zwei oder drei Monaten konnte ich Bolek und Genia besuchen. Ich war damals beim Militär und trug einen Offiziersmantel. Bolek sah mich nachdenklich an und sagte knapp: »Ich habe also der polnischen Armee einen Offizier geschenkt.«

Wir hatten Bolek und Genia versprochen, daß wir uns nach dem Krieg, sollten wir ihn in ihrem Haus überleben, schon auf eine angemessene Weise materiell erkenntlich zeigen würden. Bis heute sind wir in Kontakt mit der einzigen Überlebenden der Familie, mit der Tochter von Bolek und Genia. Aber ist es möglich, ist es vorstellbar, auf eine angemessene Weise das Risiko zu vergelten, das die beiden eingegangen sind, um unser Leben zu retten? Nein, es war nicht die Aussicht auf Geld, die Bolek und Genia veranlaßte, so zu handeln, wie sie gehandelt haben. Es war etwas ganz anderes – und ich kann es nur mit großen längst abgegriffenen Worten sagen: Mitleid, Güte, Menschlichkeit.